

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Briefe und Bilder aus dem Großherzogthum Baden und dem Elsaß

Das Großherzogthum Baden

Jäger, Carl

Leipzig, 1841

Allerlei. Karlsruhe im Mai 1838

[urn:nbn:de:bsz:31-334622](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-334622)

Allerlei.

Carlsruhe im Mai 1838.

Es ist ein grausames Wetter, bis zur Mitte des Monats habe ich täglich Feuer in meinem Zimmer gehabt. An Spaziergehen ist gar nicht zu denken; Regen, ja selbst Schnee und ein immerwährender kalter Wind sperren mich förmlich von der Natur ab. Arbeiten kann ich auch nicht den ganzen Tag, was soll ich daher zu meiner Erholung vornehmen? Ich weiß nichts Besseres als Lesen.

Gestern schickte mir die Leihbibliothek ein Buch, was ich zwar gelesen habe, nun aber Jedem rathe, es nicht zu lesen. Es sind die Reisen eines gewissen Herrn von Bornstedt in England und Frankreich. In Berlin ist das Buch 1836 erschienen. Ich habe mir drei Stellen aus demselben bemerkt, die mich amüsirten.

Der Verfasser spricht über Frankreich's Regierung:

„Frankreich hat nie eine Musterverwaltung gehabt wie Preußen; in Frankreich wird heut' noch, und jezt vielleicht mehr als unter allen frühern Regierungen, in allen Zweigen der Staatsverwaltung auf das Empörendste gewuchert, geschachert, erkaufte, und verkauft.“

Hieraus geht hervor, daß Herr von Bornstedt ein patriotischer Preuße ist. Es ist wahr, in der Staatsverwaltung Frankreichs sind jene Mißbräuche leider häufig, glaubt denn aber Herr von Bornstedt, daß in der preussischen Staatsverwaltung nicht dergleichen vorkommen? Es ist wohl als gewiß anzunehmen, daß Herr von Bornstedt nicht so tief in die französische und preussische Staatsverwaltung hinein geschaut hat, um sich so positiv darüber aussprechen zu können. In Frankreich hat Herr von Bornstedt aus den Journalen gesehen, daß solche Mißbräuche häufig vorkommen, in Preußen wird so etwas aber nicht gedruckt, weiß er es vielleicht deshalb nicht? Schreibe ein Franzose über Preußen wie Herr von Bornstedt über Frankreich geschrieben, das Buch würde im Reiche Borussia verboten werden.

Herr von Bornstedt befindet sich eines Morgens früh vor Noignon. Es ist wahrscheinlich Sonntag oder ein Festtag gewesen, denn alle Glocken der Stadt läuten; der Reisende ruft entzückt aus: „Vögelchen sangen dem neuen Tage ihr ungekünsteltes Loblied; auch die Nachtigallen fügten ihren reinen Schlag in die große Harmonika-Musik des jungen Tages, und die Finken in den Wäldern riefen dazwischen ihr Hallelujah dem Herrn!“

Herr von Bornstedt, das ist Thiergartensentimentalität!

In der Provence begegnet er Engländern, die er nicht leiden zu können scheint. Wie sie rasch an ihm vorüber gefahren, und sich nach ihrer Art wenig um Andere bekümmert, bricht er los:

„Sie sahen kaum hin zu den braunen Provençalinnen mit den schwarzen blitzenden Augen, dem griechischen Profil und der ovalen Gesichtsförm; sie hörten nicht auf die anmuthige Mundart“

Herr von Bornstedt muß eigene Hörorgane besitzen, wenn ihm die Mundart der Provençalinnen anmuthig vorkommt. Ich, und wen ich sonst darüber urtheilen hören, sind anderer Meinung.

Wie ich mit dem Buche fertig war, fühlte ich ein Bedürfnis zur Zerstreuung. Ich ging in's goldne Kreuz um dort zu diniren. Die table d'hôte war besetzt, ich bekam noch ein Plätzchen am untersten Ende der Tafel, zwischen zwei jungen Damen, die erschrocken über meine Nachbarschaft schienen. Sie waren nicht häßlich; ihre Toiletten verriethen soliden Reichthum vom Lande. Ringe, Ketten, Uhren, Stirnbänder, Broches u. a. m. paßten nicht zu den dunkelrothen Wangen, zu den arbeitgewohnten Händen; die schwer seidenen Kleider verriethen ein vierjähriges Alter durch ihre Façon, obgleich sie

noch wie neu waren. Dies Alles war nach ihren Begriffen schön und anständig, aber ihr Appetit, ihre Art zu essen degoutirte mich. Keine Schüssel ging vorüber, von der meine Nachbarinnen nicht gehörig zulangten, alle Augenblicke baten sie sich Brod aus — sie hatten keine Zeit zu sprechen, da der Mund immer voll war. Dabei gebrauchten sie Gabel und Messer in einer Weise, als wenn sie nicht gewohnt wären damit zu essen, und o Graun! die Schöne zu meiner Rechten leckte nach der Suppe den Löffel aus, und legte ihn neben ihrem Teller. Alles kann ich dem schönen Geschlecht vergeben, aber wie ein Scheundrescher zu essen, das kann ich nicht verzeihen. Nichts ist mir widerlicher, nichts kleidet einer Dame häßlicher. Die Engländerinnen wissen das wohl. Wer mit Ihnen speißt, sollte glauben sie litten Hunger, aber dem ist nicht so. Sind sie allein, dann essen sie nach Herzenslust, aber sie fühlen, daß es einen fatalen Eindruck macht, wenn eine Frau in Herrengesellschaft so unmenslich viel isst und namentlich Brod.

Der Vater dieser Landschönen erklärte ihnen mit unvergleichlicher Geduld die verschiedenen Gerichte, denn oft wußten die Damen nicht was sie aßen. Doch dies war ihnen zu verzeihen, denn wer maßt sich an, in einem Gasthose den jedesmaligen Urstoff

der Schüsseln erkennen zu wollen, da Saucen und Zubereitung das Gericht in ein selten zu durchdringendes Dunkel hüllen. Lachen mußte ich jedoch als ein Ragout mit Oliven meinen Nachbarinnen präsentirt ward. „Was sind das für grüne Dinger, Papa?“ fragte eine der Schönen. „Man nennt dieselben Oliven, liebe Theodora, eine Frucht, die in Italien wächst, von der Del gepreßt wird und die einen wichtigen Handelsartikel ausmacht.“ Theodora hatte während dieser Erläuterung eine Olive auf ihre Gabel gespießt, und führte sie zu dem rothigen Munde. Doch kaum hatte sie die Frucht aus Italien gekostet, so spie sie dieselbe auf den Teller, und sagte ärgerlich zu ihrer Schwester: „iß die Dinger nicht, sie schmecken gar zu eklich.“ „Sind sie vielleicht aus Berlin mein Fräulein?“ „Verzeihen Sie“, erwiderte sie erröthend, „wir sind bei Pforzheim zu Hause.“ Der Vater mischte sich in das Gespräch und bald erfuhr ich, daß Pforzheim eine Stadt und reich sei, daß es dort Fabriken gebe, daß einst vierhundert tapfere Bürger sich für ihren Fürsten geopfert u. c. Der gute Mann schien eine geringe Meinung von mir zu haben, wenigstens in Bezug auf geographische, historische und commercielle Notizen des lieblichen Pforzheims. Ich war froh als er sich mit seinen hoffnungsvollen Töchtern empfahl, und

ging bald darauf in's Museum, um die Zeitungen zu lesen.

Talleyrand ist todt! Niemand trauert, vielleicht — Louis Philipp. Alles was jetzt in den Zeitungen über ihn erscheint, stimmt fast überein. Man läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren, wenn man ihn den größten Diplomaten nennt, man thut ihm nicht Unrecht, wenn man ihn als den größten Schuft bezeichnet, der je gelebt, und zwar so lange. Unter den vielen Anekdoten, die man sich von ihm erzählt, sind mir zwei als besonders gut aufgefallen.

Als Napoleon die Kaiserkrone sich aufgesetzt, ging er durch die Reihen seiner Getreuen und seiner Ungetreuen, die der Ceremonie beiwohnten. Er sprach mit Diesem und Jenem einige Worte, bald laut, bald leise — es herrschte eine Grabesstille in den heiligen Hallen von Notre Dame. Da näherte sich der Kaiser dem Fürsten, — Aller Augen richteten sich auf sie, doch nur Wenige hörten, was er ihm zuflüsterte. „Ich gebe Ihnen eine Million mehr, als ein jeder Andere“ waren Napoleons Worte, die er Talleyrand in's Ohr sagte, und der Fürst verstand was sein Kaiser ihm sagte, denn große Männer verstehen sich immer.

Fast zehn Jahre nachher hörte ein anderer größerer Diplomat noch schwerere Worte vom Kaiser.

Gegen Ende des Waffenstillstandes von 1813 kam der Fürst Metternich nach Dresden, um Napoleon die Friedensbedingungen zu überbringen. Er schlug sie aus, denn sie waren entehrend, und als der Fürst seine Mission ganz erfüllt, fragte ihn der Kaiser spöttisch: Sagen Sie Metternich, was hat Ihnen England gegeben, mir dies zu sagen? Der Fürst antwortete nicht; sie haben sich überdem nicht wiedergefehnt.

Gott und die Menschen hat Talleyrand sein ganzes Leben hindurch betrogen, nur dem Teufel schlug er kein Schnippchen. Da kam seine letzte Stunde, und in ihr betrog er auch diesen; denn er kehrte zu Gott zurück, und Gott hat mit dem Neuen Erbarmen. Unstreitig wohl war dies sein verzeihenswerthester Betrug.

Ich möchte wohl wissen, ob man es Unglück oder Glück nennen könnte, daß Menschen wie Talleyrand sterben?

Viel Vergnügen gewährt mir hier die Bekanntschaft eines Mannes, der mit Schiller in Mannheim zusammen gelebt. Wahrlich es muß dem Dichter dort recht schlecht ergangen sein! Zu allen Mitteln hat er Zuflucht genommen, um Geld zu verdienen!

So beabsichtigte er unter andern in jener Zeit eine Uebersetzung der „Menagiana“. Er wurde später daran gehindert, und das Buch, aus dem er übersetzen wollte, verkaufte er. So kam es in die Hände des Herrn, den ich hier kennen lernte, und der so gütig war es mir zu borgen. Schiller hat darin diejenigen Sachen, die er für die Uebersetzung bestimmt, angestrichen, und theilweis kurze Bemerkungen dabei geschrieben. Von vielen nur zwei dieser Stellen.

„On donne souvent un conseil aux criminels pour les defendre. Un voleur un jour fut surpris dans la grande chambre en coupant une bourse. La cour donna un Avocat à ce misérable pour lui servir de conseil. L'Avocat s'approcha de lui, et l'ayant tiré à l'écart; est-il vrai, lui demanda t'il, que tu ayes coupé ici la bourse à quelqu'un! Il-est vrai Monsieur, dit le voleur, mais Tais toi, reprit l'avocat. Le meilleur conseil que je te puisse donner, est de t'en aller d'ici au plus vite. Le Voleur profita du conseil, et s'enfuit par l'escalier du Parquet; l'avocat retourna ensuite au Barreau, et M. le President lui ayant demandé ce qu'il avait à dire pour la défense du voleur; Messieurs, dit il, le pauvre malheureux m'a avoué son crime, et

comme il n'était gardé par personne, et que j'étais nommé pour son conseil, j'ai cru devoir lui conseiller de prendre la fuite; il n'a pas hésité sur mon avis, et il a disparu aussitôt. Ce fut un sujet de rusée, et il n'y avait rien à dire contre l'Avocat, c'était à la Cour à y donner ordre, et aux Hussiers à prendre garde que le voleur ne s'échappât.

Schiller hat am Rande dieser Zeilen bemerkt: „Recht gut — vielleicht der einzige Advokat, der es jemals ehrlich gemeint hat; man sollte diese Anekdote soviel als möglich bekannt machen.“

Quand Diogène voyait la fin d'un discours ennuyeux: Courage, disait-il, je vois terre; γινώσκω. On peut dire la même chose, lorsqu'on est à la fin d'un mauvais livre.

„Sehr wahr, sehr wahr!“ hat Schiller darunter geschrieben. Und in der That, die beinahe zweihundert Jahre alte Menagiana enthält Vieles was interessant und treffend ist. Schade daß Schiller seinen Plan, sie zu übersetzen, nicht ausgeführt, denn das Buch würde durch seine Bemerkungen, die bei einer Bearbeitung jedenfalls ausführlicher geworden, an Interesse sehr gewonnen haben. Es scheint mir aus seinen Bemerkungen die Absicht hervorzugehn, daß er die in der Menagiana enthaltenen „bon-

mots, Tendenzen u. auf sein Zeitalter hat anwenden wollen. Wer weiß, ob das nicht ein vortreffliches Buch geworden wäre, denn Schiller war in jener Zeit noch jung und in einer Lage, worin er bei seinen Schriften keine andern Rücksichten auf Regierungen und gegen die Gesellschaft zu nehmen hatte, als diejenigen, welche er für gerathen hielt. Später wurde es anders mit ihm.

Vor einigen Tagen sah' ich Herrn von Aussenberg, den Dichter der „Alhambra.“ Herr von Aussenberg ist ein geistvoller, aufgeweckter Gesellschafter, seine Alhambra ein treffliches Gedicht. Der Verleger, ein hiesiger Buchhändler, versicherte mich, daß er vielen Verlust an diesem Buche erleide, Niemand wolle es kaufen, er verdiene mehr an den Katechismen und sonstigen Schulbüchern. Der Dichter der Alhambra hat nebst vielen Andern auch Bruchstücke aus seinem Leben geschrieben, vorzüglich über jene Zeit, wo er sich in Spanien befand. Es lesen sich diese Sachen recht angenehm, aber um Alles zu glauben, was darin steht, muß man recht gläubig sein. Vielleicht verdient der Buchhändler mehr an diesem Werke, als an der Alhambra. Herr von Aussenberg bekleidet hier eine Hofcharge,

und genießt die Achtung und Liebe, die er verdient. Sein Name ist in der jetzigen Carlsruher Literatur der einzige von Bedeutung.

Am letzten Sonntag Morgen besuchte ich mit mehreren Bekannten den Augarten, um ein Stahlbad zu nehmen. Wenige Minuten vor dem Riedburgerthore liegt dieser Garten, der seiner Bäder wegen, die reinlich und bequem sind, viel besucht wird. Wenn nun auch das Badewasser nicht sehr gestählt ist, so erreicht man doch einen Zweck: man erquickt, und reinigt sich. Für uns war nach dem Bade das Frühstück die Hauptsache, zumal wir es nach mehreren Besuchen so erhielten als wir es wünschten. Die Butter und Eier sind in und um Carlsruhe in dieser Jahreszeit vorzüglich, den schlechten Caffe ist man gewohnt, wir frühstückten also zu unserer Zufriedenheit. Ja ich erinnere mich, daß einer aus unserer Gesellschaft dreizehn weiche Eier eines Morgens zu sich genommen, und wahrscheinlich noch mehrere verzehrt hätte, wenn man seinen Appetit nicht schon für zu abscheulich erklärt hätte.

Unter den Damen, die gleich uns zum Baden heute den Augarten besucht, befand sich Madame

W die gewesene Ehegattin eines hiesigen Kaufmanns.

Madame W ist ein hübsches, blondes Weibchen von großer Herzensgüte, vieler Liebe und vieler Einfalt; ihr gewesener Eheherr, ein alter Herrscherr mit allen Schattenseiten seines Standes, und ohne Liebe. Der Scheidungsproceß dieses Ehepaares ist scandalös. Die genannten Umstände machen es begreiflich, daß Madame W. sich nach einem Wesen sehnte, welches ihr die Wiedertätigkeit einer solchen Ehe einigermaßen ersetzte. Ihre Wahl fiel auf einen Dragoneroffizier. Es soll eine heiße, innige Liebe gewesen sein. Die Rendez-vous der Liebenden fanden an einem verhängnißvollen Orte statt.

Der „süße Winkel“, ein abgelegenes Plätzchen links hinter dem Rathhause, der Waage gegenüber, sah oft beim Monden- und Sternenlicht, in dunkler Nacht, bei Sturm und Regen, die Liebenden. Doch bald ward dem Ehegemahl Alles verrathen, und er selbst, wie mehrere andere, Personen überzeugten sich — doch aber wohl nicht eklatant genug — von der Untreue seiner Frau. Der Proceß begann. Herr W verlor ihn, der süße Winkel wurde mit einer Breterwand zugemacht, der Offi-

cier starb. Madame W. . . ist zweifache Wittwe geworden.

Schade, daß die Verhandlungen dieses Processes nicht öffentlich waren.

Viele Gerüchte darüber würden als unwahr erstickt sein, und Madame W. . . in den Augen des Publikums vielleicht gerechtfertigter dastehn. Die Aussage eines der Zeugen gegen die freigesprochene Dame hat den Richtern viel Stoff zum Nachdenken gegeben.

Ein Sack- oder Packträger, war vor der Waage eines Abends liegen geblieben, und hatte geschlafen.

Als er erwachte, war der Himmel mit dunklen Wolken bedeckt, durch die nur zuweilen der Mond hervorbrach. Er vernahm im gegenüber befindlichen süßen Winkel ein Geflüster, daß ihn bewog still auf seinem Platz zu bleiben, und zu horchen. Er konnte von dem Gespräch nichts verstehen, doch die Verschiedenheit der Stimmen ließen es als gewiß vermuthen, daß es ein Frauenzimmer und ein Mann sei. Deister hörte er das süße Geräusch eines Kusses, und da, o verrätherisches Gestirn! wirft plötzlich der Mond seine blassen Strahlen in den geheimnißvollen Winkel, der Sackträger sieht einen blanken Säbel, eine blaue Uniform, im Winde weht ein grüner Schleier. Bald bedeckten wieder Wolken den Himmel, der schlaue Sackträger be-

schließt so lange zu warten, bis der Mond noch einmal hervorbricht. Er wartete nicht lange; der Lauscher erblickte die Liebenden sitzend auf einigen Bretern, die dort lagen, fest an einander geschmiegt. Bald darauf rasselte der Säbel, er sah verschiedene Bewegungen, er wollte noch mehr sehen, da verfroch sich abermals der Mond, und kurz nachher schlichen die Liebenden an ihm vorüber — er folgte, bis er wußte wer sie waren.

Ich verdamme Madame D . . . nicht, wohl aber rufe ich mit Seume aus:

Der Freude und der Marter Quelle,
Und Gift und Heil für Seel und Leib,
Der Erden Paradies und Hölle,
Liegt in dem Worte „Weib.“

Kein Wunder, daß die Männer sagen —
Doch möcht' ich wohl einmal die Hölle wagen,
Das Paradies davon zu tragen.